

Die Enden der Welt

Eine Kurzgeschichtensammlung

Maturaarbeit

Nelio Biedermann, W4d

Betreuerin: Valeria Soriani

Kantonsschule Enge

Abgabedatum: 14.12.2021

Die Enden der Welt

Ich werde wach durch das goldene Licht, das durch die Jalousien Lichtstreifen auf mein Gesicht wirft. Vorsichtig öffne ich die Augen und versuche im Halbdunkeln zu erkennen, wo ich bin. Das Zimmer ist in Streifen aus Licht und Schatten getaucht. Neben mir auf dem dicken Teppich, auf dem ich liege, befinden sich verstreut eine CD meiner Lieblingsband *Nirvana*, eine Schachtel Schmerztabletten, Klopstocks Epos *Messias*, ein umgekippter Aschenbecher mit einigen Zigarettenstummeln, die kleine Brandlöcher in den Stoff gebrannt haben und eine halbvolle Wodkaflasche. In den Lichtstreifen tanzen die Staubkörner. Langsam versuche ich mich aufzurichten, doch in diesem Moment fallen mir meine höllischen Kopfschmerzen auf. Ich lasse mich auf den weichen Teppich zurückfallen und frage mich, wie ich es gestern noch die Treppen hinauf in mein Zimmer geschafft habe. Angestrengt versuche ich mich an den Abend und die Nacht zu erinnern, aber alles ist in einen dichten Schleier gehüllt. Die Sirenen heulen wieder in meinem Kopf, doch heute wirken sie realer und näher als sonst. Plötzlich überkommt mich dieses beklemmende Gefühl, welches ich in letzter Zeit so oft verspürt habe, und mir wird klar, dass ich es heute tun muss. Während die Sirenen weiter durch meinen Kopf hallen, versuche ich erneut mich aufzurichten und schaffe es sogar irgendwie, auf den Beinen zu bleiben. Ich nehme zwei grosse Schlucke aus der Wodkaflasche, durch die sich mein Hals noch ausgetrockneter anfühlt. Mit schwankenden Schritten gehe ich den lichtdurchfluteten Flur zu meinem eigenen Bad entlang. Am Ende des Flurs hängt der Van Gogh immer noch, von der Party vor einigen Tagen, verkehrt herum und mit zersprungener Scheibe an der Wand. Im Spiegel starren mir zwei in die Augenhöhlen gesunkene Augen entgegen. Aus der Stereoanlage, die automatisch angeht, wenn man den Raum betritt, erklingt die nervtötende Stimme eines Radiomoderators, der fast verängstigt den nächsten Song ankündigt: «Und jetzt – passend zu diesem historischen Tag – die Smashing Pumpkins mit *Doomsday Clock*.» Während ich mir das Gesicht und den Oberkörper im Waschbecken wasche, singen die Smashing Pumpkins aus den Lautsprechern, die in die Decke eingebaut sind: «*Please don't stop, It's lonely at the top, These lonely days, Will they ever stop?, This doomsday clock, Tickin' in my heart, not broken*» Ohne das Radio auszustellen, gehe ich die geschwungene Treppe ins Wohnzimmer hinunter. Auch

hier überall nicht ausgetrunkene Gläser, halbvolle Flaschen und Zigarettenstummel. In der marmorierten Küche ist der Anblick nicht besser. Zum ersten Mal heute schaue ich auf die Uhr. 13:17 Uhr. Das Telefon auf dem Küchentisch blinkt und zeigt 23 unbeantwortete Anrufe meiner Eltern an. Angestrengt versuche ich mich zu erinnern, in welchem Land sie beide gerade sind. Mir fällt nur ein, dass mein Vater irgendwo in Asien ist. Die auf Hochglanz polierten Küchengeräte, meist aus Edelstahl, reflektieren das gleissende Wüstenlicht, das durch die grossen Küchenfenster brennt. In der Mikrowelle finde ich eine Fertiglasagne, die ich vermutlich gestern Nacht noch aufwärmen wollte. Ich würge einige Gabeln davon kalt runter, weil ich zu faul bin, sie noch einmal zu erhitzen. Am Kühlschrank hängen Bilder von mir und meinen Eltern, keine von den letzten drei Jahren. Viele von gemeinsamen Reisen oder sonstigen glücklichen Momenten zu glücklicheren Zeiten. Plötzlich werde ich von einem Flashback heimgesucht, wie häufig in letzter Zeit. Wir zu dritt unter dem weiten Sternenhimmel im nahegelegenen Nationalpark, in dem wir unsere monatlichen Campingausflüge machten. Die Erinnerung an diese Geborgenheit mit meiner Familie und gleichzeitig vollkommene Freiheit unter dem weiten, dunkelblauen Himmel fühlt sich an wie ein Stich mitten ins Herz. Um mich zurück in die Wirklichkeit zu holen, starre ich direkt in die grelle Mittagssonne. Aus der Hintertasche meiner ausgebleichten Jeans krame ich eine zerdrückte Schachtel Zigaretten, die mir erst jetzt aufgefallen ist. Ich kippe den Inhalt auf den edlen Küchentisch, auf den meine Eltern so stolz sind, weil er angeblich ein Einzelstück eines bekannten Designers ist, dessen Namen ich mir noch nie merken konnte. Zwei selbst gedrehte Zigaretten, eine Pille und etwas Gras. Das Gras stopfe ich in eine der gedrehten Zigaretten, die Pille spüle ich mit dem Wein, der in einem Plastikbecher auf dem Tisch steht, hinunter. Er schmeckt grauenhaft und mir fällt ein, dass der Becher seit der letzten grossen Party dort stehen muss. Die Partys, die unter Jugendlichen in der ganzen Stadt bekannt sind und einen legendären Ruf haben, egal ob in reichen oder armen, in schwarzen oder weissen Kreisen, schmeisse ich nicht aus Nettigkeit oder meinen Freunden gegenüber. Nein, ich mache sie nur, um die Leere dieses riesigen Hauses zu füllen, dass ohne die Partys aussehen würde, wie direkt aus einem Architekturmagazin. Die vielen Drogen nehme ich nicht zum Vergnügen oder um meinen Horizont zu erweitern. Nein, ich nehme sie nur, um die innere Leere zu füllen, die seit langem in mir herrscht.

Vergeblich suche ich in der ganzen Küche ein Feuerzeug. Frustriert drehe ich die Herdplatten auf und zünde mir an ihren Flammen die Kippe an. Auf dem Weg nach draussen, auf eine der weitläufigen Terrassen, stelle ich die Stereoanlage im Wohnzimmer an und drehe den Bass voll auf. Je lauter der Bass, desto leiser die Gedanken. Ich lasse mich in einen der bequemen Kunstledersessel fallen und schaue auf den Pool. Auf dem tieftürkisenen Wasser, das in der Sonne glitzert, treiben tote Schmetterlinge. Die Pille und das Gras beginnen langsam zu wirken. Die Gedanken verschwimmen und das Stechen in der Brust wird dumpfer. Ich lasse meinen Blick träge über den weiten Ozean und die Stadt, die weit unter mir im Tal flimmert, gleiten. Es fällt mir immer schwerer, die Augen offen zu halten und das Meer, die Stadt und die Wüste verschmelzen. Aus der Ferne höre ich noch ein Telefon klingeln, im nächsten Moment ver falle ich jedoch schon in einen tiefen, von den Drogen betäubten Schlaf.

Ich stehe in der Mitte eines Steinlabyrinths. Allein. Aus dem Himmel höre ich die Stimmen meiner Eltern. Ich verstehe nicht, was sie mir zurufen. Ihre Stimmen klingen gebrochen und verzweifelt. Viel zu spät höre ich, was sie mir sagen wollen. Renn! Renn um dein Leben! Aber ich kann nicht, ich bin wieder ein kleiner Junge. Wie zu den glücklichen Zeiten. Die Mauern sind zu hoch um darüber zu schauen. Der Boden um mich herum ist zu heiss für meine zarten Kinderfüsschen. Plötzlich verdunkelt sich der Himmel. Ich blicke nach oben, ein Schatten schiebt sich vor die Sonne. Er gleitet auf mich zu, bis er mit seinen mächtigen Flügeln über mir schwebt. *Abbadona. Es gibt nur einen Weg aus dem Labyrinth. Du musst fallen, wie ich es tat.*

Ein lautes Dröhnen weckt mich. Ich schrecke nicht hoch, wie man es normalerweise tut, wenn man aus einem Albtraum gerissen wird. Stattdessen blinzele ich immer noch benommen in den stahlblauen, wolkenlosen Nachmittagshimmel. Fünf Militärjets fliegen in einer V-Formation durch mein Blickfeld. Sie hinterlassen weisse Kondensstreifen. Ich starre weiter in den Himmel bis sie verblassen. Alles wird irgendwann verblassen, vergehen. Nichts währt ewig. Weshalb sollte man sich überhaupt bemühen durchzuhalten? In einigen Jahrhunderten würde nichts mehr auf die Existenz der Menschheit, geschweige denn eines einzelnen Individuums hindeuten. Den Lautsprechern im

Wohnzimmer muss die Energie ausgegangen sein, denn es hallt keine Musik mehr durchs Haus. In dieser Stille wirkt das weitläufige Anwesen, das sich mit seinen geschichteten Terrassen an den Hang schmiegt, noch einsamer. Erst jetzt wird mir bewusst, wie heiss es ist und dass ich mir wahrscheinlich längst einen Sonnenstich geholt habe, also stehe ich auf, um mir in der Küche einen kalten Drink zu machen und nachzuschauen ob ich noch etwas im Haus habe, um die dunklen Gedanken und den Traum zu vergessen. Im Kühlschrank finde ich eine Dose Billigbier, die ich mit wenigen Schlucken gierig hinunterstürze. Aus der Ferne höre ich wieder die Sirenen. Normalerweise kann ich einigermaßen damit umgehen, doch heute wirken sie besonders echt. In den afrikanischen Blumentöpfen mit den exotischen Pflanzen suche ich nach etwas, das die Sirenen zum Verstummen bringt. Ich finde noch mehr bunte Pillen und einen kleinen Beutel Koks. Ich setze mich an unseren Couchtisch auf eines der handgefertigten Sitzkissen und kippe das ganze weisse Pulver auf den Mahagonitisch. Mit der Hülle der Pillen kratze ich eine Linie zusammen. Sie lässt mich sofort alles vergessen, doch die Sirenen dringen immer noch dumpf zu mir durch, weshalb ich noch zwei Pillen hinterherwerfe. Mein Blick fällt auf einen Notizzettel, der unter dem Sofa liegt. Es ist ein Gedicht. Ich liebte es schon immer, meine Gedanken durch Gedichte zum Ausdruck zu bringen. Manchmal scheint es mir der einzige Weg, um meine komplizierten Gedanken zu ordnen. Der Zettel ist an einer Ecke rot gefärbt von Rotwein, und ich muss mich anstrengen, um die krakelige Schrift, die ich immer im Rausch habe, zu entziffern.

*Die Sterne funkeln hell am Himmelszelt,
die einzigen Lichter in dieser dunklen Welt,
von hoch oben wachen sie über mein Leid,
meine Brust wird erdrückt von Neid,
denn sie sind weit weg von diesem trostlosen Planeten,
während ich noch eine Pille nehmen muss,
um durch andere Sphären zu fliegen,
und die Schwerkraft zu besiegen*

Ich wünsche mich oft an ferne Orte oder vergangene Zeiten. Nie jedoch zu anderen Menschen. In der Anwesenheit von Menschen fühle ich mich unwohl. Ich mag es nicht, wenn der Fokus auf mir liegt. Ausserdem füllen auch sie nicht die Leere, die in mir herrscht. Nichts kann sie füllen. Die Drogen lassen sie mich

zwar vergessen, doch das Loch in mir bleibt. Wenn sich der Rausch dem Ende neigt und ich mal wieder verkatert aufwache, ohne zu wissen, wo ich mich befinde, ist es noch schlimmer als zuvor. Dann droht mich das Loch vollständig zu verschlingen. Durch das Starten eines Motors in der Einfahrt des Nachbarshauses werde ich aus meinen Gedanken gerissen. Sie sind, wie meine Eltern, meist auf Reisen, weshalb ich noch nie ein Wort mit ihnen gewechselt habe. Auch jetzt scheinen sie schon wieder zu verreisen. Eines ihrer vielen Autos, ein grosser Geländewagen in der Art wie man ihn bei Safaris verwendet und der in dieser Gegend völlig nutzlos ist, wurde bis oben hin von ihnen bepackt. Weil die Rückbank und der Kofferraum schon überfüllt sind, haben sie auch auf das Dach Koffer und Kisten gespannt. Eine Weile schaue ich ihnen zu, wie sie panisch immer wieder vom Haus zum Jeep und wieder zurück ins Haus rennen. Ich kann den Schweiß, der ihnen aus den Haaren rinnt, von hier auf ihren Gesichtern glänzen sehen. Nachdem sie mit Mühe ein überdimensionales Survivalzelt die steinige Auffahrt hochgeschleppt und irgendwie noch auf das Dach des Wagens gezurrt haben, fahren sie mit durchdrehenden Reifen fluchtartig davon. Zurück bleibt nur eine Wolke aus Staub und Sand. Staub und Sand. Wieder ein Flashback. Meine Eltern und ich an meinem 12. Geburtstag. Auf meinen Wunsch fahren wir nach Arizona in einen Nationalpark. Wir bewohnten einen geräumigen Bungalow mitten im Park. Alles schien perfekt für meinen Geburtstag. Doch dann am späten Nachmittag zog in der Ferne aus dem Nichts ein Sturm auf. Eine gewaltige Sandwolke zog mit rasender Geschwindigkeit auf unseren Bungalow zu. Der Himmel verfärbte sich zu einem dunklen, staubigen Orange, das sich wie eine Blase über die Welt zog. Noch heute höre ich das Pfeifen und Heulen, das der Wind erzeugte, als er den Sand und Staub durch die Ritzen unseres Hauses fegte, als wäre es gestern gewesen. Im Vorgarten des Bungalows stand ein alter Mesquite Baum, der dem Sturm mit aller Kraft trotzte. Seit diesem Tag, meinem 12. Geburtstag, fühle ich mich auf irgendeine Art mit diesem Baum verbunden. Ich fühle mich oft wie dieser Baum, wenn mir das Leben zu schnell wird und ich die Kontrolle darüber zu verlieren scheine. Wenn sich alles um mich herum verdüstert wie an jenem Tag, wenn mir alles um die Ohren fliegt. Doch irgendwann ging auch dem Baum die Kraft aus, und er musste sich dem Wind hingeben. Mit voller Wucht wurde er durch die Luft geschleudert und davongetragen. Wieder fliegen die Düsenjets tief über unser Anwesen hinweg. Ich stehe auf, strecke mich und

gehe wieder nach draussen. Über die Stadt unter mir blickend zünde ich mir meine letzte Zigarette an. Die Stadt glitzert und glänzt, ja sie blendet fast. Eingebettet zwischen den Bergen und dem Meer liegt sie dort wie eine schimmernde Perle. Die immer noch sengende, späte Nachmittagssonne blitzt durch die Fenster und wird von den Wellblechdächern der Häuschen und Hütten der Ärmeren zurückgeworfen. Ich wollte schon immer in diesen Teil der Stadt, in dem die Hütten den Hang hinaufzuklettern scheinen. Es scheint fast, als würde sich die Stadt dagegen sträuben, eingesperrt und in eine feste Form gezwängt zu werden. Mein Blick fällt auf den Highway, der sich aus der Stadt hinaus den Berg hinauf in die Wüste schlängelt. Er ist voller Autos, die Stosstange an Stosstange, Meter für Meter, wie Schnecken dahinkriechen. Ihre Schneckenhäuschen bilden die Kisten, Boxen und Koffer, die auf ihren Dächern zu waghalsigen Türmen gestapelt sind. Durch das viele Schwänzen der Schule und die Drogen habe ich jegliches Gefühl für die Zeit verloren. Es muss wohl der Beginn der Sommerferien sein. Die Karawane zieht sich über den gesamten Highway und hat etwas von einem Aufbruch, einer Expedition ins Ungewisse. Die Sonne sinkt tiefer und tiefer und taucht alles in ein bernsteinfarbenes Licht. Ein Schmetterling flattert vor mir durch und fängt meinen Blick ein. Er gleitet nicht grazil durch die Lüfte, sondern scheint Mühe zu haben, sich über dem Boden zu halten. Plötzlich stürzt er über dem Pool ab und schwebt hinunter zu den anderen, bereits verlorenen Schmetterlingen auf der Wasseroberfläche. Mit gebrochenen Flügeln überziehen sie das Wasser wie ein bunter Teppich. Gebrochene Flügel. Gefallene Engel. Mittlerweile hat sich die Dämmerung eingeschlichen, und es wird immer dunkler. Mir fällt auf, dass kein einziges Licht brennt in der Stadt, die sonst nie schläft. Es zieht sich einzig ein leuchtender Strom von Autos über den Highway. Es ist soweit. In meinem Zimmer suche ich mir einen Notizblock, einen Stift und einen Briefumschlag mit LSD-Pappen zusammen. Ich setze mich auf die Brüstung unserer Dachterrasse. Neben unserem Haus verläuft ein kleiner Canyon durch die steinige Landschaft. Unter mir geht es 30 Meter in die Tiefe. Aus dem Umschlag krame ich zwei Pappen mit einem Totenkopfmotiv hervor und lasse sie gleichzeitig auf meiner Zunge zergehen. Während die Wirkung eintritt, blicke ich auf den weiten Ozean und kriege das Gefühl, dass es heller wird. Ich beginne zu schreiben.

*Die Welt fällt auseinander;
Trink schon wieder viel, viel zu viel;
Schluck die nächste Pille;
Schaitan lass mich nochmal ziehn';
Das Gras betäubt die Sorgen meiner Seele, füllt die Leere;
Sie herrscht in mir seit langem;
Kann meine Träume nicht mehr fangen;
Ich seh' mich durch 'ne Scheibe, alles matt, wie in 'nem Film;
Ich will raus aus diesem Labyrinth;
Fühle mich erdrückt;
Die Wände kommen näher, jetzt gibt es kein Zurück;
Verlier mich in meim' Kopf, ich glaub ich werd verrückt;
Ich bin unter Wasser, alles dringt zu mir gedämpft;
Bleib eingesperrt im Käfig, egal wie fest ich kämpf;
Verlier den Sinn für Wirklichkeit, was ist real, was ist es nicht;
Kann nicht unterscheiden zwischen Traum und Tageslicht*

Es ist, als würde es noch einmal dämmern. Ich reisse das Blatt von meinem Notizblock, zünde es mit meinem Feuerzeug an und lasse es los. In Flammen schwebt es über den Abgrund und gleitet in die Tiefe. Meinen Blick wieder auf den Horizont gerichtet, stehe ich auf und breite die Arme aus. Ich mache einen Schritt nach vorne, sodass ich mit den Zehenspitzen über dem Abgrund bin. Aus den Wogen des Meeres am Horizont steigt ein Feuerball. Meine gesamte Welt ist in ein tiefes Orange getaucht, das mich an vergangene Sommerabende erinnert. Was jedoch nicht zu meiner Erinnerung passt, sind die gellenden Schreie aus der Ferne und die lauten Hupen vom Highway. Der Feuerball verwandelt sich in eine Sonne. In die Sonne. Sie wird grösser und grösser. Kommt näher und näher. Mir wird wärmer und wärmer. Mittlerweile ist mein gesamtes Sichtfeld tieforange. Noch nie habe ich etwas von solch vollkommener Schönheit erlebt. Meine letzten Gedanken sind die Worte Abbadonas. *Du musst fallen, wie ich es tat.* Dann wird alles schwarz.

Der Spatzenboxer

Ich wuchs auf ohne Sterne, in der Stadt, die niemals schläft. Schon mein ganzes Leben lang leide ich unter Schlafstörungen. Tagsüber lastet eine bleierne Müdigkeit auf mir, drückt mich zu Boden, wie die Hantelgewichte im Boxclub. Doch nachts liege ich wach, meinen Kopf voller Gedanken. Sie sind auch tagsüber dort, doch dann sind die Geräusche der Stadt zu laut. In der Nacht sind die Geräusche leiser und auch sonst anders als am Tag, irgendwie sanfter und weicher. Als Kind lag ich oft wach, im Strahl der Strassenlaterne, die als Ersatz für den Mond, fahl in mein Zimmer schien. Ich lag wach, im Lichtkegel der Laterne und lauschte auf die Geräusche der Stadt. Ich dachte mir dann oft, dass ich froh war in New York zu wohnen, denn sonst läge ich wach und hätte Nichts, worauf ich lauschen könnte. Wenn ich die Hunde bellen, die Sirenen heulen oder die Betrunkenen singen hörte, fühlte ich mich weniger einsam. Ich lag wach und malte mir mein Leben als Erwachsener aus. Aber nicht, wie andere Kinder das tun. Ich malte mir nie unrealistische, kindliche Fantasierealitäten aus. Was ich mir ausdachte, waren Leben, die ich kannte. Es waren traurige Schicksale, voll von verpfuschten Chancen und geplatzten Träumen. Die Zukunft machte mir Angst. Wenn die Gedanken in meinem Kopf zu laut wurden, wenn sie gegen meine Schädeldecke hämmerten, stand ich auf und ging auf den kleinen Balkon. Er war kaum gross genug für meine Kinderfüsse, doch der Anblick der Stadt, der Anblick der tausenden von Lichtern beruhigte mich. Der Himmel über New York ist nie richtig dunkel, es ist ein milchiges, dämmriges Schwarz. Die Lichter blinkten und liessen mein Leben unbedeutend wirken. Für mich war das etwas Gutes, dadurch war es nicht wirklich schlimm, wie es verlaufen würde, meine Existenz würde keine Folgen auf den Verlauf der Geschichte haben.

In der Schule hatte ich Mühe, mich zu konzentrieren. Die Tage zogen vorbei, die Lehrer schienen weit weg, ihre Worte drangen nur dumpf zu mir durch. Nach der Schule setzte ich mich immer in den Park. Die Bank vor Mr. Clarks Laden gefiel mir am besten. Sie befand sich unter einem kleinen Baum, der in den Sommern, in denen sich die heisse Luft zwischen den Wolkenkratzern staute und über dem Asphalt flimmerte, Schatten spendete. Sein Blätterdach war sogar so dicht, dass es die Regenschauer abhielt und im Winter türmte sich so viel Schnee auf ihm auf,

dass ich befürchtete, er würde jeden Moment zusammenbrechen. Gegenüber der Bank, auf der anderen Seite des Spazierwegs, stand ein kleiner Brunnen. Er war wohl für die Jogger dort hingestellt worden oder für die Obdachlosen, beide kamen oft vorbei, um etwas zu trinken oder ihr Gesicht zu waschen. Aber die häufigsten Besucher waren die Spatzen. Sie kamen immer in kleinen Gruppen angefliegen oder gehüpft. Sie setzten sich auf den schmalen Rand, balancierten mit ihren Schwanzfedern ihr Gewicht aus und bückten sich hinunter, um kleine Schlucke zu trinken. Manchmal tauchten sie sogar ganz ein, um sich zu waschen. Sie liessen sich dann, mit ihrem vom Wasser schweren Gefieder träge mit den Flügelchen schlagend, auf den Boden plumpsen, wo sie sich schüttelten. Es brachte mich immer zum Lachen, wenn sie sich nach ihrem tollpatschig wirkenden Sturzflug schüttelten und die kleinen Tröpfchen in alle Richtungen spritzten. Ich nahm ihnen von Zuhause immer etwas hartes Brot mit. Ich zerkrümelte es und warf es ihnen zu, nie auf den Weg, denn ich hatte Angst, dass sie sonst von einem unaufmerksamen Fussgänger plattgetreten würden. Mit jedem Mal warf ich die Krümel etwas näher zu der grünen Bank, der überall die Farbe abblätterte, doch bis sie von meiner Hand assen, verging eine Ewigkeit.

Ich lernte meinen Vater nie kennen. Ich lebte allein mit Ma, in der zu grossen Stadt. Manchmal verschlang sie sie für mehrere Tage. Als ich älter wurde, wurden es Wochen. Ich verbrachte meine Tage damit auf sie zu warten. Stundenlang lag ich auf meiner Matratze und starrte in den stahlblauen Himmel, während mein Ventilator leise neben mir summt. Die Sommer in New York kamen mir endlos vor. Die Zeit schien still zu stehen, die Luft zu kochen. Die Leute wurden zu Schattenwesen, schoben sich eng an den schattenspendenden Häuserwänden aneinander vorbei. Wenn ich es nicht mehr aushielt ohne Ma, legte ich mich in ihr Bett und hörte mir ihre verstaubten Schallplatten an, obwohl mir ihr Zimmer verboten war. Die Bettwäsche roch nach ihrer Haut und ihrem süssen Shampoo. Einmal als ich noch klein war, fand ich eine Spritze unter ihrem Kissen. Als sie nach einigen Tagen nach Hause kam und sich, wie immer, wenn sie weg gewesen war, mit glasigen Augen erschöpft in ihr Bett fallen liess, wagte ich mich, sie darauf anzusprechen. Ich erinnere mich, dass ich ängstlich vor der Antwort in das abgedunkelte Zimmer trat und sie mit leiser Stimme fragte, ob sie krank sei. Sie hatte häufig Kopfschmerzen, weshalb sie immer die Vorhänge zugezogen hatte.

Sie lag regungslos da, der Türspalt liess einen dünnen Sonnenstreifen ins schummrige Zimmer, der ihre eingefallene Wange streifte. Ich war erschrocken darüber, wie mager und zerbrechlich sie war, war mir sicher, dass ich sie aufheben konnte. Die Spritze, die kalt in meinen Händen lag, schien selbst in der Dunkelheit zu glänzen. Ich umschloss sie fester mit meinen kleinen Fäusten und stellte meine Frage nochmal, dieses Mal mit lauter, aber brüchiger Stimme. Die Frage schwebte schwer im luftleeren Raum zwischen uns. Endlich drehte sich Ma ächzend um. Sie blickte mich aus trüben Augen an, zwang sich zu einem schwachen Lächeln. Doch auf einmal verfinsterte sich ihr Blick, als sie die Spritze bemerkte. Mit einer unerwartet flinken Bewegung schnellten ihre knöchigen Finger nach vorn und entrissen mir die Spritze. Sie versicherte mir mit kratziger Stimme, dass es ihr gut ginge und ich mir keine Sorgen machen müsse. In den Jahren darauf fand ich unzählige Spritzen, Pulver und Tabletten, doch ich traute mich nie mehr, sie darauf anzusprechen.

Kurz nach meinem neunten Geburtstag lernte ich Mr. White kennen. Ich fand es damals sehr komisch, dass er Mr. White hiess, obwohl seine Haut noch schwärzer schimmerte als meine. Es war Winter. Die Winter in New York sind bitterkalt, die Tage grau und die Nächte lang. Ich sass im Treppenhaus, im Flur vor unserer Haustür und fror. Ich hatte meinen Schlüssel verloren und Ma war wieder Mal seit zwei Tagen weg. Ich sass also zusammengesunken vor unserer Tür, als Mr. White schnaufend die Treppe hinaufgestampft kam. Auf seinem Rücken schleppte er eine Kommode, die zu gross war, um quer ins Treppenhaus zu passen, weshalb er die sechs Stockwerke seitlich hinaufgehen musste. Trotz der Kälte und obwohl er nur ein Unterhemd und Jeans trug, glänzte seine Glatze vor Schweiss. Als er mich sah, fragte er mich mit tiefer Stimme, ob ich ihm die Tür zu seinem Appartement aufschliessen könne. Noch bevor ich antworten konnte, warf er mir auch schon den Schlüsselbund zu, dabei balancierte er die Kommode, mit nur einem Arm stützend, auf seinen breiten Schultern und ich fürchtete schon er würde die sechs Stockwerke mitsamt dem Teil wieder hinunterpurzeln. Ich eilte zur Tür, auf die er mit seinem Kopf deutete, und stellte, nachdem ich sie geöffnet hatte, erleichtert fest, dass er noch immer an derselben Stelle stand. Er erzählte mir, dass er nur ein paar Strassen weitergezogen war, weil er seine alten Nachbarn nicht gemocht hatte und fragte mich schliesslich, ob ich ihm für zehn Dollar helfen würde sein Zeug

hochzuschleppen. Da ich sowieso nicht in die Wohnung konnte, half ich ihm gerne.

Nachdem wir fertig waren, fragte er mich, wo meine Eltern seien.

«Weiss ich nicht. Ma ist oft weg und Dad hab' ich nie kennengelernt.»

«Und was isst du zu Abend?», fragte er mich.

«Weiss ich nicht.»

«Du kannst gerne mit mir essen. Ich bin zwar kein guter Koch, aber du hast Glück, es gibt Pasta mit Tomatensauce, meine Spezialität.»

Er kochte eine Menge Pasta, weil sie, wie er mir erklärte, viele Kohlenhydrate haben und gut sind für Sportler. Da die Wohnung noch nicht eingerichtet war, setzten wir uns auf zwei herumstehende Kartonboxen und assen mit dem Teller auf unseren Knien. Er fragte viel, aber nicht wie die anderen Erwachsenen, sondern, weil es ihn wirklich zu interessieren schien. Nachdem er seine Portion hinuntergeschlungen hatte, ich war erst mit meinem halben Teller fertig, erzählte er mir von seinem Boxclub. Er erzählte, wie er zum Boxen gekommen war und wie er ihn mit seinem Bruder zusammen in einer alten Lagerhalle aufgebaut hatte. Ich war beeindruckt von ihm, wollte schon nach diesem Abendessen, sein wie er. Nachdem wir fertig gegessen hatten, verabschiedete ich mich, ohne zu wissen, wo ich die Nacht verbringen würde. Hoffnungsvoll versuchte ich die Tür noch einmal zu öffnen, doch Ma war noch immer nicht zurück. Entmutigt liess ich mich auf den Boden fallen, als plötzlich Mr. White auf den Flur trat, dessen Namen ich zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht kannte, um mir meine zehn Dollar zu geben. Er begriff sofort, dass meine Ma noch nicht zurück war und sagte mir, ich könne gern bei ihm schlafen. Er überliess mir seine Matratze und machte sich selbst ein provisorisches Bett aus leeren Kartonschachteln und zwei Decken. Er hatte noch keine Vorhänge, das Laternenlicht fiel in Streifen durch die Jalousien. Ein Polizeiwagen fuhr vorbei und tauchte das Zimmer in blaurotes Licht. Als ich dachte, dass Mr. White schon lange eingeschlafen sei, fragte er in die Stille, ob ich nicht mal in den Boxclub würde mitkommen wollen. Ich sagte sofort zu, dabei konnte er mein breites Grinsen wegen der vielen Kartonschachteln zwischen uns nicht sehen.

Zwei Tage später, Ma war in der Zwischenzeit nach Hause gekommen, klingelte ich nach der Schule bei Mr. White. Er hatte ein Namensschild unter die Klingel geklebt, auf dem nur WHITE stand. Als er die Tür öffnete war ich aufs Neue beeindruckt von seiner hünenhaften Statur. Ich begrüßte ihn mit Mr. White und er lachte ein schallendes, herzhaftes Lachen. Wir gingen zu Fuss zum Boxstudio. Im Park schlittelten die Kinder, der Spatzenbrunnen war zugefroren und auf dem Baum türmten sich die Schneemassen. Als wir ankam zitterte ich trotz der dicken Winterjacke, die ich über den Sportkleidern trug. Mr. White zeigte, obwohl er nur eine Lederjacke über seinem Pullover trug, keine Anzeichen von Kälte. Ich dachte darüber nach, ob er wohl Mr. White hiess, weil ihm der Winter nichts ausmachte. Der Boxclub war altmodisch, aber stilvoll. Die Wände waren übersät von grossen Plakaten von noch grösseren Boxern. Von der hohen Decke hingen dunkelbraune, abgewetzte Boxsäcke, die teils grösser waren als ich selbst. Es roch nach altem Leder und Schweiß. Man hörte dumpfe Schläge, das Quietschen von Schuhsohlen und das Ächzen und Stöhnen der Boxenden. In der Mitte der Halle befand sich der Ring. Er war leicht erhöht, wie eine Theaterbühne und abgegrenzt durch dicke Seile. Mr. White bemerkte meinen ehrfürchtigen Blick und deutete auf den Ring. «Das Erste, was du über das Boxen wissen musst, ist, dass es ist, wie tanzen. Die Leute kommen, um dir zuzuschauen, um ein Spektakel zu sehen. Der Ring ist deine Bühne. Du übst deine Schläge ein, wie eine Choreographie. Du übst und übst, um im Ring nicht zu verlieren. Wenn du das schaffst, bist du ein Kämpfer. Ab dann geht es nur noch darum, das Publikum zu unterhalten, nicht darum den Gegner auszuschalten. Das ist es, was das Boxen als Sport vom Kämpfen auf der Strasse unterscheidet. Das ist es, was einen Tänzer von einem Kämpfer unterscheidet. Bei mir wirst du beides lernen.»

Während er passende Handschuhe für mich holte, beobachtete ich die anderen. Einige trainierten mit Gewichten, andere bearbeiteten Boxsäcke und wieder andere übten Seilspringen. Es waren überwiegend Männer, doch es hatte auch einige Frauen, die trainierten. Mr. White kam zurück mit zwei glänzend schwarzen Boxhandschuhen. Er half mir sie fest anzuziehen und führte mich dann zu einem etwas kleineren Boxsack. «Zum Anfangen will ich sehen, wie stark du bist. Ich will, dass du mit aller Kraft zuschlägst, all deine Wut rauslässt.» Ich atmete tief durch, nahm all meine Kraft zusammen, denn ich wollte ihn unbedingt beeindrucken, und schlug zu.

Sieben Jahre später waren meine Tage geprägt von Wut und Traurigkeit. Ma war öfter weg als je zuvor. Und wenn sie Zuhause war, war sie abwesend und krank. Seit dem Tag mit der Spritze waren Jahre vergangen. Ich hatte sie nie darauf angesprochen, dass sie Drogen nahm. Ich sah weg, wenn ich ihr Zeug fand, warf es nicht mal weg, sondern stellte es einfach zurück an den Ort, an dem es gewesen war. Ich wusste nicht, wie ich ihr helfen sollte, wusste nicht einmal, wie ich mir selbst helfen sollte. Ich war wütend auf sie, wütend auf meinen Vater und wütend auf diese Welt. In diesem Sommer lag ich nächtelang wach. Ich dachte damals viel über meinen Vater nach. Immer wenn ich an ich dachte, war da diese Wut. Diese unglaubliche Wut, die meine Unsicherheit und Angst versteckte. Die Angst, dass mich Ma auch noch verlassen würde, endgültig verschwinden würde, und die ständigen Gedanken daran, dass mich Dad nicht wollte, dass er wegen mir gegangen war. Dass ich schuld daran war, dass er Ma verlassen hatte, dass er sie mit mir allein gelassen hatte. Und, dass Ma wegen mir süchtig war. Die Wut auf ihn war eigentlich eine Wut auf mich. Denn aus irgendeinem Grund mussten mich ja alle im Stich lassen, und wer sollte das sein ausser ich?

Wenn ich wegen all diesen Gedanken nicht schlafen konnte, meine Gedanken zu laut wurden und selbst die blinkende Stadt mich nicht beruhigen konnte, ging ich raus und streifte durch die Nacht. Meine Streifzüge führten dabei immer durch den Spatzenpark. Ich hatte zu kiffen begonnen, nahm aber nichts anderes, um meine Boxkarriere nicht zu gefährden und weil ich Angst hatte, dass ich dann wie Ma werden würde. Immer wenn ich in diesen Nächten durch den Park ging, setzte ich mich auf meine Bank und rauchte. Es beruhigte meine Gedanken, verlangsamte sie, stellte sie stumm. Ich lernte dabei, dass Spatzen auch in der Nacht aktiv sind. Ich beobachtete sie dabei, wie sie Mücken und kleine Falter jagten. Wie Schwalben oder Fledermäuse glitten sie über die dunkle Wiese und schnappten nach den Insekten. Ich mochte es, ihnen bei der Jagd zuzusehen und stellte mir oft vor, wie es wohl sein mochte, die Stadt von so weit oben zu sehen. Die Tage oder Nächte, in denen ich mich zu den Spatzen setzte, waren die traurigen. Wenn ich wütend war, ging ich ins Studio und boxte. Ich boxte, bis meine Glieder schmerzten und meine Muskeln brannten. Mr. White trainierte mich jetzt persönlich, er sah grosses Potential, einen Tänzer, in mir. Ich hatte viel geübt, meine Schläge und Kombinationen verbessert, meinen Körper perfektioniert. Doch was meinen Fortschritt wirklich vorangetrieben hatte, war meine Wut. Diese

unbändige Wut, die sich in meinem Inneren aufstaute. Ich kämpfte mich mit grosser Mühe durch die Schule, war frustriert und immer übermüdet. Ich begann den Tag meist voller Traurigkeit, die sich im Verlaufe des Tages in Wut verwandelte. Manchmal dröhnte ich mich schon in der Mittagspause zu, um den Nachmittag allein vor Mr. Clarks laden im Schatten zu verbringen. Doch häufiger blieb ich bis spät abends im Studio. Die Stunden nach diesen Nachmittagen, diesen Nachmittagen, an denen die Luft in der Boxhalle drückend heiss war, die Staubkörner im schräg einfallenden, goldenen Licht schwebten und ich wegen der Hitze einer der einzigen trainierenden war, waren meine liebsten. Nach diesen Trainingsstunden schleppte ich mich mit Muskelkater die sechs Stockwerke hoch ins Appartement und liess mich erschöpft auf meine Matratze fallen. Wenn ich genug lange so liegen geblieben war, die Flugzeuge am dunstigen Himmel beobachtet hatte, stand ich auf und duschte mich kalt ab. Danach kochte ich alleine oder mit Mr. White zusammen meist eine Menge Pasta. In diesen Stunden war ich so erschöpft, dass ich gar keine Energie hatte, um mir Gedanken zu machen. Diese Sorglosigkeit verpuffte jedoch leider meist, sobald ich mich Schlafen legte. Die Tage, an denen Ma Zuhause war, war ich einerseits überglücklich, andererseits erinnerte es mich auch jedes Mal aufs Neue daran, dass sie im nächsten Moment schon wieder weg sein konnte. Verschluckt von der glühenden Stadt.

In der Mitte des Sommers als die Stadt leer war, traf ich Ma zum ersten Mal draussen. Sie war seit acht Tagen weg. Ich hatte meine Tage mit Boxen und meine Nächte mit den Spatzen verbracht. Sie hatten sich so an mich gewöhnt, dass sie mir die Brotkrumen endlich aus der Hand pickten. Ich hatte seit zwei Tagen nicht geschlafen, hatte nicht einmal genug Kraft, um zu boxen. Ich wusste, dass Mr. White sich Sorgen machte, doch ich wusste auch, dass wir beide nicht gut darin waren, über Gefühle und Sorgen zu sprechen. Es war spät nach Mitternacht, ich lag wach und malte mir meine Zukunft als gescheitertes Boxtalent aus. Meine Zukunftsvisionen waren noch nie so real gewesen. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus. Ich kramte meine wichtigsten Sachen zusammen, die auf dem Boden neben meiner Matratze lagen, das Gras, den Wohnungsschlüssel und meine Armbanduhr, die ich zu meinem ersten Sieg im Ring von Mr. White geschenkt

bekommen hatte. Dann zog ich mir Jeans und ein T-Shirt über und ging nach draussen.

Die Nacht war mild, die Strassen zwischen den Hochhäusern immer noch warm vom Tag. Ich ging direkt zu meiner Bank. Erst nachdem ich gedreht und gierig einige tiefe Züge genommen hatte, hatte ich Augen für die Spatzen. Doch schon nach kurzer Zeit zog es mich weiter. Meine Gedanken schienen in den bläulichen Himmel zu steigen und davon zu schweben. Ich lief und lief, ohne Ziel. Ich streifte durch die Stadt, durch leere Boulevards, enge Gassen und von Neonlicht durchflutete Rotlichtmilieus. Ich war das Elend gewohnt. Die Penner, Huren und Junkies berührten mich nicht. Die Zuhälter, Dealer und Diebe machten mir keine Angst. Das war meine Gegend, das waren die möglichen Variationen, in denen mein Leben enden konnte.

Ich begegnete ihr unter einer Highwaybrücke, als ich auf dem Weg nach Hause war. Von irgendwoher klang Musik, an einem der Stützpfeiler brannte ein Feuer, um das die Obdachlosen und Junkies standen. Einige tanzten und lachten und ich dachte mir, dass ihr Leben vielleicht doch gar nicht so schlimm war, wie ich es mir immer vorgestellt hatte. Der zweite Pfeiler lag im Dunkeln, das flackernde Feuer erhellte nur ab und an die eingefallenen Gesichter. Ich war schon fast vorbeigegangen an den am Boden liegenden Schatten, den kümmerlichen Gestalten, die trotz der milden Temperaturen zitternd, unter Decken gekauert an der Säule lehnten, als ich aus dem Augenwinkel meine Mutter sah. Als ich sie erkannte, als mein Gehirn das Bild verarbeitet hatte, war ich schon fast vorbei. Sie blickte mich von unten an, schaute zu mir auf, wie ein geschlagener Hund zu seinem Herrchen. Ihre Pupillen weit aufgerissen, riesig, zwei schwarze Löcher anstelle von Augen. Es war als könnte ich durch sie hindurchschauen, als könnte ich all ihre tiefsten Gefühle sehen. Ihre dunkle Haut war fahl, ihre Wangenknochen eingefallen, in ihren zitternden Händen eine Spritze. Sie waren ledrig und fleckig geworden in den letzten Jahren, wie bei einer alten Frau. In ihrem Blick lag Kummer, doch noch viel mehr Scham. In meinem ebenfalls. Es war nur für den Bruchteil einer Sekunde, dass sich unsere Blicke trafen. Dann war ich schon vorbei. Ich kehrte nicht um, blieb nicht einmal stehen. Ich tat, als hätte ich sie nicht erkannt, schämte mich, für sie und für mich selbst. Als ich unter der Brücke hervortrat, den Himmel wieder über mir, atmete ich tief ein. Dann begann ich zu rennen.

Den nächsten Tag verbrachte ich schlafend. Am Abend, die Sonne war bereits hinter die Wolkenkratzer gesunken, setzte ich mich zu den Spatzen und rauchte. Ich rauchte bis ich mein Gesicht nicht mehr spürte und unfähig war mich von der Bank zu erheben. Mein Blick war fixiert auf den Spatzenbrunnen, das leise Plätschern des Wassers das einzige, das ich hörte, den Rest der Stadt blendete ich aus. Ich sass lange so da, irgendwann holte ich jedoch kleine Brotstückchen hervor und streute sie vor meine Füße. Die Spatzen kamen und nachdem alles weg war, streckte ich meine Handflächen aus, auf denen ebenfalls Krümel lagen und wartete darauf, dass sie auf ihnen landeten. Ich schaffte es nach mehreren Versuchen zwei Spatzen zu fangen. Ich steckte sie in meinen Beutel, den ich bei mir trug und machte mich auf den Weg nach Hause. Ich sperrte sie mit reichlich Wasser und Futter in die kleine Vorratskammer und machte mich daran einen Vogelkäfig zu bauen. Die ganze Nacht bastelte ich daran und bevor die Sonne aufgegangen war, hatte ich den Käfig fertig.

Tagsüber liess ich die beiden Spatzen im Käfig, der gross genug war, dass sie darin umherflattern konnten. Sobald ich nach Hause kam, liess ich sie sich frei in der Wohnung bewegen. Durch diese feinen Geschöpfe fühlte ich mich weniger einsam. Sie waren die einzigen, mit denen ich über meine Gefühle sprechen konnte. Sie waren die einzigen, die immer für mich da waren. Meinen Vater habe ich nie kennengelernt und Ma ist so oft weg, dass ich auch sie kaum kenne. Die Spatzen waren die einzigen, vor denen ich manchmal sogar weinen konnte. Es beruhigte mich, dass sie mich dann nicht verurteilten, sondern einfach fröhlich weiterzwitscherten, als wollten sie mich aufmuntern.

Einige Tage nachdem ich die Spatzen gefangen hatte, hatte ich einen grossen Kampf. Trotz meiner unglaublichen Müdigkeit donnerte ich wie ein Schnellzug über meinen hochgelobten Gegner hinweg. Nach nur zwei Runden lag er KO in den Seilen. Als ich nach Hause kam, war Ma da. Es roch nach Hühnchen, der Duft erinnerte mich an meine Kindheit. Sie stand in der Küche, ein buntes Tuch um ihren Kopf gewickelt, das vergeblich ihre wilden Haare zu bändigen versuchte. Aus ihrem Zimmer erfüllten die alten Schallplatten die Wohnung mit Musik. Unfähig etwas zu sagen, blieb ich im Türrahmen stehen, der mittlerweile, wie damals bei Mr. White, auch mir beinahe zu schmal war. Ma sah erstaunlich gut aus, tausend Mal besser, als ich sie in Erinnerung hatte. Sie lächelte mir zu, entblösste ihre

immer noch strahlend weissen Zähne. Ich ging auf sie zu und umarmte sie. Wir standen lange so da, die Kacheln waren mit honigfarbenem Abendlicht bemalt und ich bemühte mich nicht zu weinen. Wir assen am Küchentisch und redeten. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal richtig mit Ma geredet hatte. Am späten Abend kam Mr. White vorbei, um zu sehen, wie es mir ging. Ma und er lernten sich dort zum ersten Mal kennen, sie packte ihm die Reste des Abendessens in Alufolie und gab sie ihm mit. Ma blieb die nächsten Wochen zuhause, kochte, putzte und strich die Wohnung sogar neu. Sie versuchte sich mit allen Mitteln abzulenken, denn sie hatte sich entschied clean zu werden.

Die ersten Nächte waren hart. Sie zwang mich, sie in ihrem dunklen Zimmer einzuschliessen, nur um eine halbe Stunde später gegen die Tür zu hämmern und mich anzuschreien, ich solle die Tür öffnen. Sie übergab sich so laut, dass ich es in der ganzen Wohnung hörte. Sie würgte und schluchzte. Ihr Zimmer roch nicht mehr nach ihr, sondern nach saurem Erbrochenen. Sie ass kaum, magerte noch mehr ab und hatte schliesslich kaum die Kraft sich zur Toilette zu schleppen. Sie kratzte sich die vernarbten Arme und den Hals blutig, was immer noch besser war, als das stundenlange ins Leere starren. Das ruhige Starren der irren Augen, ohne Regung, ohne Gefühl. Doch nach zwei Wochen, während denen ich rundum zuhause blieb, ging es ihr mental wie auch körperlich besser. Sie wurde stärker und ging sogar raus, um einzukaufen. Aber ich wusste, dass ich mich nicht zu sehr an diesen Zustand gewöhnen durfte, denn an jeder Ecke lauerten die Versuchungen.

Seit Ma wieder zuhause war, hatte ich mich aufs Boxen fokussiert. Jeden Tag war ich mehrere Stunden mit Mr. White im Studio. Jeder Schlag wurde perfektioniert und jede Bewegung verfeinert. Ich schwebte durch den Ring, wie ein Schmetterling und stach zu, wie eine Wespe. Die Tage flogen vorbei, die Spatzen im Park besuchte ich nur noch selten. Ich verbrachte die meiste Zeit mit Mr. White, der zu dem Vater geworden war, den ich niemals hatte kennenlernen dürfen.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu, die Hitze wurde erträglicher. Es war Ende September, als Ma mir Brandon vorstellte. Ein hochgewachsener Weisser mit nach hinten gekämmtem, schwarzem Haar und einer krummen Nase. Er roch nach zu viel After Shave und war mir von Anfang an unsympathisch. Auch Mr. White nannte ihn nur einen schmierigen Typen, doch Ma war ihm verfallen. Seit sich

mein Vater vor sechzehn Jahren aus dem Staub gemacht hatte, war sie allein. Anfangs blühte sie noch mehr auf an seiner Seite. Er war oft bei uns, hatte sich eingenistet, als wäre es eine Selbstverständlichkeit. Ich wusste nicht, wo sie ihn aufgegabelt hatte. Sie versicherte mir zwar, dass er clean sei, aber ich wusste, dass er immer einen Löffel und Zitronensaft bei sich trug. Ich redete auf Ma ein, versuchte sie mit allen Mitteln zur Vernunft zu bringe, aber sie blieb stur wie ein kleines Kind. Kinder von Junkies werden früher erwachsen, denn sie sind es, die sich um die Eltern kümmern müssen, nicht umgekehrt. Brandon und ich gingen uns aus dem Weg, beäugten uns feindselig, wie zwei Raubkatzen in einem zu kleinen Käfig, wenn Ma weg war. Er lungerte immer häufiger bei uns rum, sogar wenn Ma bei ihrer neuen Stelle im Fast Food Restaurant arbeitete. Meine Abneigung Brandon gegenüber wuchs von Tag zu Tag. Dies führte dazu, dass ich noch mehr Zeit mit Boxen verbrachte und mich Mr. White schliesslich für die New York Boxing Trophy anmeldete. Den Wettkampf, an dem der beste New Yorker Boxer ausgekürt wurde und der als Sprungbrett ins professionelle Boxen galt.

Es waren noch drei Monate bis zum Wettkampf. Mr. White und ich bereiteten uns intensiv darauf vor, als ich nach einem langen Training nach Hause kam und Brandon dabei erwischte, wie er eine Line vom Küchentisch zog. Ma stand an den Herdplatten und kochte pfeifend und tanzend. Es lief keine Musik. Ich blieb in der Tür stehen, starrte Brandon hasserfüllt an. Er starrte mit wässrigen Augen zurück, konnte mich jedoch nicht wirklich fixieren. Ma, die mich bis anhin noch gar nicht bemerkt hatte, drehte sich zu mir um, lächelte breit und mit ebenso glasigen Augen und begrüßte mich, als ob nichts sei. Ich musste mich beherrschen, mich nicht auf ihn zu stürzen und seinen Kopf auf die Tischplatte zu schlagen. Wie konnte er mir das nur antun? Wie konnte er Ma das antun? Mit Tränen in den Augen und zusammengezogener Brust stürmte ich in mein Zimmer und verfluchte mich dafür, das ganze Gras weggeworfen zu haben.

Einige Tage später starb auch noch mein Spatzenweibchen. Es lag verkrümmt am Boden des Käfigs. An diesem Abend ging ich seit langem wieder in den Park, um sie beim Spatzenbrunnen zu begraben. In der Nacht lag ich traurig und hasserfüllt auf meiner Matratze und lauschte dem trauernden Zwitschern meines Spatzenmännchens. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und hob das kleine

Geschöpf aus seinem Käfig. Ich legte ihn sachte neben mich auf das Kissen und schlief irgendwann ein.

Ich träumte von einem grauen New York, das mit pudrigem Schnee überzogen war. Am Himmel stauten sich gewaltige Wolken. Es donnerte und auf einmal tauchte aus den Wolken eine gigantische, krumme Nase auf, die mit einem Rohr den ganzen Schnee aufsaugte. Aus den stürmischen Wolken regnete es Spatzen, die auf dem Boden aufklatschten und in absurden Verrenkungen liegen blieben.

Der Wettkampf rückte immer näher, gleichzeitig versuchte ich so oft wie möglich Zuhause zu sein, um zu verhindern, dass Ma rückfällig wurde. Ich liess Brandon meinen Hass ihm gegenüber spüren. Er beklagte sich bei Ma über mich und machte immer wieder Bemerkungen über meine Spatzen und das Boxen. Ich hasste ihn, stellte ihn mir beim Boxen als Gegner vor. Ich wollte seine krumme Nase noch stärker verbiegen, sie unter meiner Faust zermalmen. Er hatte mir Ma wieder genommen, nachdem ich sie nach Jahren des Suchens endlich wieder gefunden hatte. Und schon wieder war es ein Mann, der die Drogen in ihr Leben brachte. Sie hatte mit dem Konsumieren begonnen, nachdem Dad sie verlassen hatte und sie sich allein um mich kümmern musste. Zuerst hatte sie viel getrunken und hin und wieder einige Schmerzmittel geschluckt. Irgendwann war sie dem Koks verfallen und dann war der Schritt zum Fixen nicht mehr gross gewesen.

Ich merkte es Ma seit Neuem immer sofort an, wenn sie Drogen genommen hatte. Sie versuchte dann besonders nett und fürsorglich zu mir zu sein. Ich wand mich aus ihren Umarmungen, nach denen ich mich jahrelang gesehnt hatte und schloss ihre Zimmertür, die jahrelang verschlossen gewesen war, wenn sie es high miteinander trieben. Anders als früher suchte ich auch nach den Drogen, spülte die Pillen und das Koks die Kanalisation hinunter. Sollten die Ratten doch dran verrecken.

Es waren noch vier Wochen bis zum Wettkampf, als ich nach Hause kam und Brandon in meinem Zimmer stand. Seine magere Gestalt stand über meinen Käfig gebeugt und hatte mein Nachhausekommen nicht bemerkt. Als ich ihn anfauchte, was er hier zu suchen hatte, drehte er sich erschrocken um. Nervös strich er sich mit seinen langen Fingern die fettigen Haare zurück und stammelte, dass er nach meinem Vogel sehen wollte, da er plötzlich aufgehört hatte zu zwitschern. Er war breit und in einer anderen Welt. Ich schob ihn grob zur Seite. Mein Spatz lag mit

verdrehem Kopf im Vogelfutter, aus seinem kleinen Schnabel floss Blut und er starrte mich aus dunklen Knopfaugen an. Ich spannte meinen Kiefer an, ballte meine Fäuste und starrte geradeaus ins Nichts. Dann verlor ich jegliche Fassung, die Wut in mir kochte über, der Hass verteilte sich rasend schnell vom Herz durch die Adern in meinem ganzen Körper. Ich drehte mich um, sah Brandon ein letztes Mal in die Augen, dann schlug ich zu. Mein erster Schlag liess seinen Kopf gegen die Wand knallen und ihn bereits zusammensacken. Doch ich hielt ihn mit einer Hand am Kragen fest, drückte ihn gegen die Wand und drosch weiter auf ihn ein. Ich spürte, wie seine krumme Nase unter meiner Faust barst, hörte, wie sein Kiefer mit einem lauten Krachen brach. Ich fühlte mich berauscht, wollte mich befreien von allem, was mich seit Jahren erdrückte und gefangen hielt. Ich legte all meine Wut, all meinen Hass und all meine Angst in die Schläge. Meine Fäuste donnerten mit der Kraft eines Bären gegen seinen Schädel. Meine Sicht war wie vernebelt. Ich sah sein geschwollenes Gesicht, seine unterlaufenen Augen, seine geplatze Haut nicht. Ich war blind. Irgendwann zerrte mich eine grosse Hand von Brandon weg und schleuderte mich auf den Fussboden. Ich blieb benommen liegen, die Decke drehte sich, dann wurde alles Schwarz.

Als ich wieder zu mir kam, war das Zimmer blaurot erleuchtet, wie damals, als ich Mr. White kennengelernt hatte. Ich lag auf meiner Matratze, meine Hände waren bandagiert. Neben mir kauerte ein Polizeibeamter und sprach mit ruhiger Stimme zu mir, doch ich konnte nicht auffassen, was er sagte. Meine Nase schmerzte. Als ich sie berührte merkte ich, dass sie in einer Schiene lag. Der Beamte war aus dem Zimmer gegangen und hatte die Tür hinter sich zugezogen. Ich richtete mich benommen auf, auch mein Kopf schmerzte. Mit wackligen Schritten ging ich ins Wohnzimmer. Ma sass auf der Couch, ihr Gesicht in ihren Händen vergraben. Sie schluchzte fürchterlich. Neben ihr sass eine Frau, den Arm um ihre Schulter gelegt. In unserer kleinen Wohnung befanden sich sieben Polizisten. Man bat mich, am Küchentisch Platz zu nehmen und zu schildern, was vorgefallen sei. Ich sagte mit brüchiger Stimme, dass ich es nicht sagen könne, dass ich es nicht wisse. Ein Beamter, ein älterer Mann mit grauem Schnauz und schütterem Haar, sagte mir, ich solle nur ja oder nein sagen, wenn etwas so nicht stimme, was sie erzählten. Er begann zu erzählen, dass ich nach Hause kam und Mr. White dabei vorfand, wie er auf Mr. Anderson einprügelte. Ich wusste erst gar nicht, wer Mr. Anderson war, bis mir einfiel, dass Brandon so heissen musste. Er fuhr fort, ohne

dass ich etwas gesagt hatte. Ich hätte versucht Mr. White davon abzuhalten, hätte ihn mit Gewalt versucht von Brandon wegzuziehen, wäre nach einem kurzen Kampf jedoch ebenfalls von Mr. White niedergeschlagen worden. Ich war zu schwach, um etwas zu sagen, machte nur eine leichte Bewegung mit dem Kopf, die als alles interpretiert werden konnte. Man liess mich wieder in mein Zimmer gehen. Ich zog die Jalousien runter und beobachtete, wie die Lichtstreifen abwechselnd von Rot zu Blau wechselten. Irgendwann verfiel ich in einen traumlosen Schlaf.

Ich war Mr. Whites erster Besucher. Er sprach sehr leise, weshalb ich ihn durch die Plexiglasscheibe kaum verstand. Der Saal war erfüllt von undeutlichem Gemurmel. Es bereitete mir Kopfschmerzen. Ich hatte die ganze Zeit versucht zu verstehen, weshalb Mr. White den Tod Brandons auf sich genommen hatte. Dabei war es eigentlich so einfach. Mr. White sprach grösstenteils von meinem bevorstehenden Wettkampf. Er sprach, als wäre es eine normale Trainingssession. Ich konnte mich nicht konzentrieren. Irgendwann brach ich in Tränen aus, obwohl es nicht meine Art war, vor anderen zu weinen. Mr. White drückte seine Hand gegen die Scheibe. «Ich musste es tun. Ich konnte nicht zulassen, dass dein Leben so enden würde. Du hast es nicht verdient, du bist ein guter Junge im falschen Leben. Es hätte jeden treffen können. Ausserdem kannst du im Boxen erreichen, was ich nie konnte.» Ich presste meine Hand gegen seine. Dann schellte die Glocke und die Besucherzeit war um.

Ich tanzte durch den Wettkampf. Ich streckte die Gegner nieder, einen nach dem anderen. Ich machte den Ring zu meiner Bühne, das Publikum hielt den Atem an während meinen Kämpfen. Ich kämpfte, um zu gewinnen, nicht aus Angst zu verlieren. Um meine Choreographie zu vollenden, reckte ich die Trophäe in die Luft. Das Siegerfoto aus der Zeitung hing ich in mein Zimmer, Mr. White tat das gleiche in seiner Zelle. Es sollten viele weitere folgen.

Der Mann am Fenster

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wann ich den Mann das erste Mal am Fenster sitzen sah, aber seit diesem Tag kann ich mir unseren Hof nicht mehr ohne ihn vorstellen. Er sitzt jeden Tag dort, Stunde um Stunde. Es ist Herbst. Dieses Jahr ist er grau und nass, die Regentropfen schlagen fast jeden Tag mit blechernem Aufprall gegen die Fensterscheiben, aber jetzt ist es trocken. Der Mann schaut in den Himmel, das Kinn wie ein stolzer Heerführer nach vorn gestreckt. Über seinen schmalen Schultern liegt eine Strickjacke, sein Pullover ist blau. Das Gesicht leuchtet immer wieder auf, wenn sich die Wolken weiterschieben und die Sonne freigeben. Die Stadt ist weit im Norden und im Winter steht die Sonne so tief, dass sie es gar nicht in den Innenhof schafft. In der Wohnung ist es kalt, aber der Nachtspeicherofen unter der Fensterbank gibt warm. Ich sitze in der Küche, die Füße in den Wollsocken auf dem Ofen. In welchem Zimmer der Mann sitzt, weiss ich nicht. Der Hof ist leer, die Pflastersteine glänzen plastisch im trüben Licht. Der Himmel ist eine reine Fläche, die tief über den Hausgiebeln hängt. Der Mann dreht seinen Kopf. Sein Gesicht ist eingerahmt von einem grauen, gut gepflegten Bart. Ich frage mich, ob er sich selbst rasiert. Ich habe seine Hände noch nie gesehen. Auf seinem Fensterbrett landet eine Taube. Sie legt den Kopf schief, der Mann tut es ihr nach. Seine Beine habe ich auch noch nie gesehen. Der Himmel ist drückend, bald wird es wieder regnen. Der Mann denkt sich dasselbe, das sehe ich, an der Art, wie er zum Himmel schaut. Er sitzt immer dort, obwohl der Hof meist leer ist. Den Hafen sieht er nicht von seinem Fenster aus. Ich frage mich, ob er ihn überhaupt je gesehen hat. Die grossen Frachter, die tutend in den Hafen einfahren. Das dunkle Wasser mit den violetten Ölschlieren. Der Hafen ist klein, aber trotzdem das Herz der Stadt. Wenn ich gross bin, möchte ich mir ein Schiff kaufen und wegfahren. Ich will nicht wie der Mann gegenüber enden. Der Hof ist mir nicht genug, ich will die Welt sehen. Aber jetzt bin ich noch nicht alt genug. Also sitzen wir beide am Fenster und schauen in den Himmel und den Hof, Stunde um Stunde. Die Taube schüttelt sich und schwingt sich in die Luft. Der Mann schaut ihr nicht nach. Ich wüsste gerne, was für eine Farbe seine Augen haben. Vielleicht dunkelgrün, wie Weihnachtsbäume. Letztes Jahr hatten wir keinen Baum. Mama sagte, dass es zu teuer sei. Die Christbaumkugeln haben wir an die Wäscheleine gehängt. Mama hat noch einige Kerzen auf dem Markt gekauft, die

haben wir während des Abendessens angezündet. Den Mann habe ich an Weihnachten ganz vergessen. Ich weiss nicht, ob er Familie hat. Ausser ihm habe ich noch nie jemanden in seiner Wohnung gesehen. Aber ich kenne auch nur einen Teil seines Lebens. Tagsüber muss ich zur Schule und nachts schlafe ich. Ich finde es merkwürdig, dass man keinen Menschen ganz kennen kann, weil man niemanden immer beobachten kann. Eigentlich ist jeder fremd. Der Mann ist auch schon alt und ich habe noch nie mit ihm gesprochen, darum fällt es mir bei ihm noch schwerer ihn zu verstehen als bei meinen Klassenkameraden, auch wenn ich die in letzter Zeit auch nicht mehr verstehe. Immerzu sprechen sie von den Uniformen und ihren Vätern. Ich habe meinen Vater nie kennengelernt. Früher war ich oft traurig deswegen, aber mittlerweile würde ich lieber den Mann gegenüber kennenlernen. Ich kenne nicht mal den ganzen Körper des Mannes. Nur vom Bauch aufwärts. Die Hände liegen immer auf seinen Oberschenkeln. Sie sind bestimmt ledrig und weich, und wahrscheinlich sieht man die blauen Adern wie Flüsse unter der dünnen Haut. Wir haben jetzt jeden Tag Sport in der Schule, und wir lernen Flugzeuge zu bauen. Der Führer will das so. Mir gefällt das. Vielleicht werde ich mir einmal ein Flugzeug bauen und damit nach Amerika fliegen. Ob der Mann schon mal im Ausland war? Er sitzt immer noch gleich, aber etwas ist anders. Sein Gesichtsausdruck kommt mir verändert vor, aber ich kann es nicht genau erkennen von hier. Ich brauche eine Brille, aber ich traue mich nicht, es Mama zu sagen. Sie muss schon so viel zu viel arbeiten. Wenn ich auch noch eine Brille bräuchte, könnte sie wohl gar nicht mehr schlafen. Der Mann dreht seinen Kopf. Sein Ohr ist klein im Vergleich zu seinem Kopf. Ich glaube, er sieht ängstlich aus, aber ich bin mir nicht sicher. Das Licht im Zimmer ist anders, aber der Himmel ist immer noch gleich. Das Licht kommt von der anderen Seite des Raums, so als hätte jemand eine Tür zum Flur geöffnet. Der Mann bewegt seine Lippen. Sie sind schmal und es kommt mir vor, als würden sie zittern. Er hebt nun sein Kinn wieder etwas an, den Blick ebenfalls. Hinter ihm tritt ein Mann in Uniform aus dem gräulichen Schatten. Seine Uniform ist waldgrün, aber auch ein Stich grau. An den Schultern hat er schwarze Schulterklappen, an der Brust hängen Abzeichen. Er sieht sehr ernst aus. Sie sprechen miteinander, die Taube sitzt jetzt auf dem Dachgiebel. Eine weitere kommt angefliegen und setzt sich daneben. Aus dem Schatten im Zimmer treten zwei weitere ernstaussiehende Männer in Uniform. Sie haben keine Abzeichen an der Brust. Der Mann mit den

Abzeichen sagt ihnen etwas. Der Mann von gegenüber schaut erschreckt, dieses Mal bin ich mir sicher. Die zwei Männer treten zu dem sitzenden, einer hinter ihm, einer vorne. Der hintere Mann greift ihm unter die Achseln und hebt ihn hoch. Der andere bückt sich und greift seine Beine. Sie drehen ihn und der zweite Mann legt dem ersten die Beine über die Arme. Er hält ihn jetzt wie ein kleines Kind. Er trägt ihn raus, der zweite Mann folgt ihm. Der Mann mit den Abzeichen tritt ans Fenster und bleibt noch eine Weile stehen. Irgendwann entdeckt er mich am Fenster. Unsere Blicke treffen sich, mir wird kalt. Der Mann dreht sich um und geht. Das Zimmer ist zum ersten Mal leer. Ich verstehe nicht, wieso sie den Mann aus seiner eigenen Wohnung rausgetragen haben, wo er doch schon seit ich mich erinnern kann, dort wohnt. Vielleicht tragen sie ihn in eine andere Wohnung, von der aus er den Hafen sehen kann. Aber ich weiss nicht, ob es ihm dort wirklich besser gefallen wird. Alte Leute mögen Veränderungen nicht, darum ist Opa auch gestorben, als er nach Polen gezogen ist. Mama hat gesagt, er sei schon eingeschlafen, bevor der Zug über die Grenze gefahren sei, was ich schade finde, weil es ihm dort mit all seinen Freunden bestimmt gefallen hätte. Die Wände in der Wohnung gegenüber sind auf der einen Seite weiss und auf der anderen schattig grau. Der Raum ist bis auf einen Rollstuhl leer. Er ist mir nie aufgefallen, der Mann hatte einen breiten Rücken. Ich stehe auf und verlasse das Zimmer. Die Tauben bleiben sitzen.

Louise und Julio

Das Mädchen, das im Bett liegt, mag ihren Namen nicht. Sie heisst Louise. Es könnte zwar schlimmer sein, denn sie kann sich immer noch Lou nennen, aber der Name ist ihr zu wenig wild, zu wenig stark. Wenn man ihren Namen hört, denkt man eher, dass sie in einem Krankenhausbett liegt und noch nie in einem anderen Bett geschlafen hat, als wenn sie Ronja heissen würde. Louise ist bleich, obwohl ihr Bett an den Fenstern steht, die bis zum Boden gehen. Der Winter war lang und grau. Manchmal hat es geschneit, aber meist war der Himmel blendend hellgrau und der Boden und der Garten braun und beinahe farblos, als wären die satten Farben im Sommer nur eine Erinnerung auf einem verblichenen Foto. Auf ihrem Nachttischchen steht ein Foto in einem Bilderrahmen. Der Rahmen ist blassrosa, wie ihre Hände auf dem blütenweissen Bettlaken. Sie nimmt den Rahmen in ihre zarten Hände und sieht sich das Bild an. Es zeigt Louise im Geäst eines Baums. Ihre Mutter hat es von unten aufgenommen, ganz bang vor Angst, sie könnte runterfallen. Damals konnte sie noch laufen und klettern, da war ihre Krankheit noch nicht so fortgeschritten. Manchmal hat sie Angst, dass sie sterben könnte, aber noch mehr Angst hat sie davor, dass ihr Leben für immer so langweilig bleiben wird. Manchmal träumt sie auch davon, dass sie wieder gehen kann. Die Träume fühlen sich immer so echt an, dass sie glaubt, sie würde wirklich gehen. Die Träume helfen ihr dabei, die Hoffnung nicht zu verlieren. Ihre Mutter sagt immer, dass, wenn man sich etwas ganz fest wünscht, es auch in Erfüllung gehen wird. Meistens schaut Louise durch die grossen Fenster, aber manchmal auch ins Zimmer, weil das Licht abends so schön durch die dicken Scheiben bricht. Der Garten ist riesig, aber er ist Louise zu langweilig. So weit man sehen kann nur gestutzter Rasen und am Ende des Grundstücks buschige Hecken. Nur den Pool unter ihrem Fenster sieht sie sich gern an, aber manchmal wird sie dann auch traurig, weil sie nicht mehr drin schwimmen kann. Sie wünscht, sie würden in der Stadt leben. An einer belebten Strasse, sodass sie den ganzen Tag lang die Menschen beobachten könnte, die unten vorbeigingen. Aber sie wohnt hier, in diesem viel zu grossen Haus mit lauter leeren Zimmern. Auch ihr Zimmer ist viel zu gross für sie. Wo sie doch nichts braucht, ausser ihrem Bett und dem Nachttischchen. Im Herbst konnte Louise oft dem Gärtner dabei zugesehen, wie er die vielen rotbraunen und gelben Blätter zu grossen Laubhaufen

zusammenkehrte. Aber im Winter kam er nicht mehr und gestern haben ihre Eltern ihr gesagt, dass er nicht mehr kommen wird, weil er zu alt ist, um den ganzen Tag Laub zu fegen. Deshalb fängt heute ein neuer Gärtner bei ihnen an. Der Gärtner heisst Julio und mag seinen Namen sehr. Er erinnert ihn immer an den Juli und seine langen Sommerabende. Er ist froh, dass er nicht Augusto heisst, auch wenn ihn dieser Name auch an einen Sommermonat erinnern würde. Aber wenn er den Namen Augusto hört, denkt er immer an einen Mann mit buschigem Schnauz, nicht an einen jungen Mann, wie er es ist. Ausserdem ist der Sommer im August schon beinahe zu Ende, wo er im Juli erst gerade begonnen hat. Es ist Julios erster Tag, weshalb er nervös ist. Er hat noch nie auf einem solch grossen Anwesen gearbeitet. Ausserdem spricht er nicht sehr gut Französisch. Er hat Angst, dass er am Vortag nicht alles richtig verstanden hat und darum heute einen Fehler machen wird. Er beginnt damit, die Einfahrt zu kehren. Dabei kann man nichts falsch machen. Er fegt alle Blätter zu einem Haufen zusammen, dann spritzt er den Parkplatz auch noch mit einem Gartenschlauch ab. Die Sonne kommt raus, der nasse Asphalt glänzt schwarz unter dem strahlenden Himmel. Julio bleibt eine Weile neben dem Laubhaufen stehen und sieht sich den Platz an. Er ist zufrieden mit seiner Arbeit. Mit ein wenig mehr Selbstvertrauen holt er die handliche Motorsäge aus dem Gartenhaus, um die Hecken zu schneiden. Das Rattern der Säge dröhnt über das ganze Anwesen, bis hinauf zur Villa auf dem kleinen Hügel. Er schneidet die erste Hecke. Er hat sie sehr präzise und gerade geschnitten. Als nächstes geht er ein wenig den Hügel hinauf. Auf halber Höhe ist eine Steinterrasse, in der ein türkisener Pool eingelassen ist. Er hält seine Hand hinein, das Wasser ist noch kalt. Es ist der erste schöne Tag seit dem Winter. Louise schaut dem Gärtner zu, wie er die Hand ins Wasser hält und sie dann an den Arbeiterhosen abwischt. Er lässt die Motorsäge wieder aufheulen und schneidet die Büsche um den Pool. Sie kann sich nicht daran erinnern, wann sie zuletzt dort schwimmen war. Der neue Gärtner macht seine Arbeit gut, das kann sie sehen. Sie hat dem alten Gärtner viele Stunden zugesehen. Als Julio fast fertig ist mit den Buchsbüschen um den Pool, sieht er das Mädchen hinter der grossen Fensterfront. Sie sieht bläulich aus hinter der Scheibe. Er hebt seine raue Hand und winkt ihr zu. Sie hebt ihre kleine Hand und winkt zurück. Sie lächelt. Der alte Gärtner hat ihr nie zugewinkt. Eine Woche vergeht. Der Gärtner hat das Mädchen noch einige Male gesehen, aber nicht täglich. Dafür ist das Anwesen zu gross. Heute ist wieder

Montag, er ist nun seit einer Woche hier. Die Eltern sind zufrieden mit seiner Arbeit. Sie lobten ihn, was ihn freute. Heute muss er Rasen mähen. Er holt den Rasenmäher aus dem Gartenhaus und beginnt zu mähen. Er mag den Geruch nach frisch gemähtem Gras. Hinter den Fenstern liegt wieder das Mädchen. Er hat nicht gefragt, aber er weiss, dass sie krank ist und immer dort liegt. Sie tut ihm leid, es muss schrecklich sein, als Kind nie rauszukönnen. Julio hat eine Freundin, die er heiraten möchte, aber sie haben noch nicht genug Geld. Sie arbeitet als Putzfrau und kam auch aus Spanien, um zu arbeiten. Sie haben noch nie darüber gesprochen, aber er weiss, dass auch sie unbedingt Kinder haben will. Julio hätte am liebsten eine Tochter, seine Freundin hätte gerne einen Sohn. Ein Hausmädchen kümmert sich um Louise. Sie mag das Hausmädchen nicht. Sie heisst Barbara und ist dick und nicht sehr freundlich. Aber den neuen Gärtner mag sie. Sein Lächeln ist sympathisch. Heute mäht er den Rasen. Durch die dicken Fenster hört sie nur ein dumpfes Dröhnen. Er winkt ihr wieder zu, mit der anderen Hand lenkt er weiter den Rasenmäher. Dann kommt Julio eine Idee. Er kann sich vorstellen, wie langweilig es sein muss, immer dort zu liegen und er möchte ihr eine Freude machen. Er lenkt den Rasenmäher in grossem Bogen, dann ein paar Meter in die Mitte und wieder ein grosser Bogen nach aussen. Zuerst fragt sich Louise noch, was er macht, aber dann erkennt sie, dass er ein grosses Herz in den Rasen mäht. Sie freut sich sehr und ihr wird ganz warm in der Brust. Und auch wenn sie es nie zugeben würde, wird sie ein wenig rot. Am nächsten Tag muss Julio wieder die Hecke nachschneiden. Um diese Jahreszeit kann man ihr fast schon zusehen beim Wachsen. Er hat gesehen, wie das Mädchen gelächelt hat, als er das Herz gemäht hat. Darum schneidet er in einen etwas grösseren Busch, der im Schatten der Villa steht, zwei lange Hasenohren. Er hat mit den Eltern des Mädchens gesprochen und sie gefragt, ob er manchmal Figuren in die Hecke schneiden darf. «Sehr gerne sogar. Louise hat gestern beim Abendessen schon von ihrem Rasenherz geschwärmt», sagt die Mutter freundlich. Louise freut sich immer sehr, wenn der Gärtner etwas Neues für sie erschafft. Ihr Leben ist jetzt wenigstens ein bisschen weniger langweilig, weil sie jeden Tag gespannt darauf ist, was er sich heute ausdenkt. Sie freut sich den ganzen Sommer und Herbst daran, aber als es wieder Winter wird, wird sie sehr traurig. Sie weiss, dass er im Winter nicht mehr in den Garten kommen wird. Höchstens noch die Einfahrt wird er freischaufeln, wenn es überhaupt schneien wird. Louise fragt sich, was er den ganzen Tag tun

wird, wenn er nicht mehr arbeiten kann. Wird er an einem anderen Ort arbeiten, auf der Schlittschuhbahn zum Beispiel? Sie hat sich auch schon oft gefragt, ob der Gärtner eine Frau und Kinder hat, und natürlich, ob die Kinder normal sind. Sie weiss natürlich, dass sie keinen so grossen Garten haben werden, wie ihre Familie, aber wenn die Kinder gesund sind, können sie wenigstens in den Park spielen gehen. Das ist immer noch tausend Mal besser, als den ganzen Tag im Bett zu liegen und den Garten nur anzusehen. Der Winter kommt und der Schnee mit ihm. Es schneit eine ganze Woche durch und Julio muss jeden Morgen in aller Früh kommen, um die Einfahrt freizuschaukeln. Dann wird der Himmel endlich wieder klarer, aber es bleibt kalt. An den hohen Fenstern bilden sich Eisblumen und morgens ist der Himmel immer ganz rot und orange. Abends ziehen manchmal längliche Wolken auf, die ganz lila werden, wenn die Sonne untergeht. So vergehen die Tage, bis Louise eines Morgens aufwacht und Barbara die Jalousien hochkurbelt, und auf der grossen Wiese vor ihrem Fenster ein grosser Schneemann steht. Der Schneemann besteht aus drei Kugeln, Arme hat er keine, dafür eine zwischen dem ganzen Weiss leuchtende Karotte und einen Hut. Louise muss lächeln. Es ist Julios Hut. Sie hatte ihn sehr vermisst.

Puppen

In den schmierigen Fensterscheiben spiegeln sich die grünen Blätter der Platanen, die den Weg säumen. Die satt leuchtenden Blätter bewegen sich in der lauen Frühlingsluft. Die Menschen spazieren unter den gescheckten Platanen die Strasse entlang. Vor den Cafés sitzen sie auf Holzstühlen an kleinen, runden Tischen. Die Äste der Bäume werfen ein Schattenmuster auf die vielen kleinen Plätze am Strassenrand. Die Cafébesucher rühren in ihren Capuccinotassen und sehen dem regen Treiben zu. Niemand hat es eilig. Hunde beschnüffeln sich, die Besitzer kommen ins Gespräch. Man spürt die Sonnenstrahlen auf der Haut. Eine angenehme Wärme. Blonde Haare glänzen golden in diesem Licht. Kleine Kinder rennen lachend um einen alten Brunnen, ihre Mäuler sind eisverschmiert. Die junge Frau, eigentlich noch ein Mädchen, wäscht sich das Gesicht unter dem fließenden Wasser. Ihr Gesicht ist klebrig, aber nicht wegen des Eis'. Sie wäscht sich das Gesicht auch nicht am Brunnen, sondern in einem kleinen, schummrigen Zimmer. Dicke Vorhänge lassen nur dunkles, graublaues Licht ins Zimmer. Sie wäscht sich, die Mascara vermischt sich mit dem Wasser im Waschbecken und wird dann in einem kleinen Strudel in den Abfluss gesogen. Das schwarze Haar des Mädchens sieht auch fast blau aus in diesem Licht. Es glänzt und ist sehr schön, sie hat es am Morgen mit Kokosöl eingerieben. Sie verlässt das kleine Zimmer und läuft durch einen Gang. An der Decke hängen halbrunde Lampen aus Milchglas. Sie tauchen den Gang in ein fahlgelbes Licht, dass die Gesichter wie runde Käselaibe aussehen lässt. Meistens sind sie fett und ungepflegt in dieser Gegend. Wer sich in der Fussgängerzone hier reintraut, hält nicht viel von sich. Das Mädchen geht an den geschlossenen Türen vorbei, bis sie in den Eingangssalon kommt. Sonnenlicht strömt in den Raum. Im Gegenlicht sieht sie nur die Umrisse. Von hier sehen sie aus wie Engel, die aus dem Himmel herabschweben, denkt sie sich. Im Spiegel schminkt sie sich neu und sauber, betrachtet ihr Gesicht nochmal, jetzt in anständigem Licht. Sie ist schön, das hat man ihr schon oft gesagt. Sie geht zum Fenster und stellt sich neben die anderen. Im ersten Moment ist sie geblendet. Das helle Frühlingslicht ergiesst sich über ihrem Gesicht. Sie muss an vorhin denken. Es macht ihr nichts mehr aus. Draussen hält eine Mutter ihrem kleinen Sohn die Augen zu, ein Vater mit Kinderwagen spuckt aus. Sie lächeln und sehen hinter der schmierigen Scheibe aus wie Puppen.

Die Jahre der Eidechsen

Während der Jahre der Grossen Depression verbrachte ich wohl die meiste Zeit damit, in meinem Bett zu liegen und aus dem Fenster zu schauen. Kohle war teuer, nur im Bett war es warm und der Hunger liess sich im Halbschlaf besser aushalten. Sowieso verbrachte man die Tage mit endlosem Schlafen. Wenn ich zurückdenke, unterteile ich mein noch junges Leben in drei Phasen. Die Kindheit, die laut, wild, hart und schön war, die Jahre des Schlafens und Wartens und schliesslich in die Phase des Lärms und der toten Körper. Manchmal kommt es mir so vor, als hätten wir den Schlaf vorgeholt, als wären wir aus einem langen Winterschlaf erwacht und würden uns jetzt voller nicht genutzter Energie und stupider Hoffnung bekämpfen, aus reiner Freude, denn alles ist besser als die Jahre der müden Augen. So dachten wir zumindest, aber da hatten wir die toten Augen noch nicht gesehen. Wir schlugen also die Zeit tot, wurden Meister im Ausharren, wie die Eidechsen auf warmen Steinplatten, regungslos und gefühlstaub. Zwei Monate nach dem grossen Crash zog mein Freund Paul Maywealth bei mir ein. Ich bewohnte damals ein kleines Appartement in einem Arbeiterquartier. Paul war aus seiner Wohnung rausgeschmissen worden, weil er die Miete nicht mehr hatte zahlen können. Wir teilten uns die Tage auf. Jeden zweiten Tag war ich dran, um mit den Marken Essen zu beschaffen, mich stundenlang in die Menschenschlangen einzugliedern, nur für einen halben Laib Brot oder eine Büchse grauer Linsen. Sonst lagen wir zu zweit in meinem Bett, denn so war es wärmer. Wir tranken viel billigen Fusel, den er immer irgendwoher kriegte, aber bevor ich zum chronischen Trinker werden konnte, zog er wieder zurück in seine Wohnung. Dem Vermieter war klar geworden, dass niemand die Miete zahlen konnte und hatte ihn wieder einziehen lassen. Lieber wenig Miete als gar keine.

In dieser Zeit lernte ich mehr über Menschen als je zuvor. Natürlich merkte man schnell, wer stahl oder sonst krumme Machenschaften trieb. Auch die wahren Freunde waren durch das Sieb der kollektiven Armut schnell erkannt. Wer half und wer sich nur um sich scherte. Aber auch über die Menschen an sich, unabhängig davon, ob ich sie kannte oder nicht, erfuhr ich viel. Aus meinem Bett sah ich durch die dünnen Fensterscheiben in den grossen Innenhof des mehrstöckigen Arbeiterkomplexes. Ich beobachtete die Menschen durch die Fenster. Ich sah sie sich lieben und streiten, sich schlagen und trösten. Gegenüber

wohnte ein altes Ehepaar. Sie sassen oft schweigend am Küchentisch und hielten sich die Hände. Es gab nichts mehr, worüber man hätte sprechen können. Sie sassen jeden Tag stumm dort, nur die Atemwölkchen in der kalten Luft verrieten, dass sie noch lebten. Ich machte mir Sorgen, dass sie sich erkälten und daran sterben würden, denn sie sahen sehr schwach aus und niemand konnte sich in dieser Zeit einen Arzt leisten. Schliesslich starb sie wirklich. Es dämmerte bereits und am Tag zuvor war der erste Schnee gefallen. Der Schnee war zwar nicht liegen geblieben, aber kalt war es allemal. Ich sah ihnen bei ihrem stummen Händehalten zu und dachte, dass sie sich wirklich lieben mussten, wenn sie sich so lange anschauen und schweigen konnten. Und dann kam plötzlich kein Atemwölkchen mehr aus ihren blassen Lippen. Ihre Schultern sanken in sich zusammen und sie kippte ganz wenig nach vorn. Hätte ich den beiden nicht schon den ganzen Tag zugesehen, hätte ich wohl nicht gemerkt, dass sie tot war. Ihr Mann sass eine Weile wie versteinert dort und ich befürchtete schon, dass er auch gestorben war, aber dann beugte er sich über den Tisch, griff seine tote Frau an den Schultern und richtete sie wieder gerade auf in ihrem Stuhl. Merkwürdigerweise fand ich das Ganze überhaupt nicht makaber oder seltsam. Es kam mir normal vor, denn an irgendetwas musste man sich ja klammern in dieser Zeit. Wie ich mich an die Schauspieler hinter den Fenstern klammerte, hatten sie sich aneinander gekettet. Er nahm wieder ihre Hände, die nicht kälter wurden, als sie sowieso schon waren, und sass so dort, bis es dunkel wurde. Als ich ihn kaum noch sehen konnte, stand er auf und öffnete das Fenster. Ich liess meinen Blick in eine andere Wohnung schweifen, denn der alte Mann wollte kein Licht anzünden und seine Frau konnte es nicht mehr.

In der Wohnung im Stock darüber schliefen ein junger Mann und eine ältere Dame miteinander. Sie war dick geschminkt und sah ziemlich harsch aus, was sich durch die Peitsche in ihrer Hand nicht verbesserte. Der Mann war dünn und bleich und sein Gesicht kindlich und kränklich. Er schien es zu geniessen, denn jedes Mal, wenn die Peitsche auf seinen Hintern schnellte, lachte er so laut, dass es durch den ganzen Hof hallte, wobei man sagen muss, dass die Fenster wirklich zu wünschen übrig liessen in Sachen Qualität. Die Dame hatte grosse, gelblich weisse Brüste, die auf und ab wippten und mit denen sie dem Jungen manchmal ins Gesicht schlug. Ich vermutete, dass ich nicht der einzige war, der die beiden

beobachtete. Aber in dieser Zeit verloren die meisten ihre Hemmungen und Berührungsängste, denn irgendwie musste man sich ja die Zeit vertreiben.

In einer der wenigen zweistöckigen Wohnungen drängten sich die Menschen im Kerzenlicht aneinander. Nach Sonnenuntergang brannten fast ausschliesslich Kerzen und man sah nur noch dunkle Leiber hinter den Fenstern. Wie aus einem Schattenspiel sahen sie aus, wie sie sich zur Musik aus dem Grammophon bewegten und dabei literweise Schnaps in ihre leeren Körper schütteten. Sie tanzten und lachten und schrien und sangen, versuchten so das monotone Getöse der Aussichtslosigkeit zu übertönen. Sie feierten zwei Tage, aber am dritten war die Aussichtslosigkeit noch immer da und lauter denn je.

Der alte Mann mit der toten Frau war am nächsten Morgen auch tot, das Fenster stand immer noch offen. Die beiden hielten sich immer noch, was ich einerseits rührend andererseits schrecklich traurig fand.

Im elften Stock wohnte ein Gewichtheber, der jeden Tag mit vor Schweiß glänzendem Oberkörper Hanteln stemmte. Seine Frau war klein und rothaarig. Sie nähte den ganzen Tag. Sie flickte Socken und Pullover und wenn sie fertig war, flickte sie sie nochmal. Sie sass immer in dem zerschlissenen Sessel und flickte alle möglichen Dinge, nur den Sessel flickte sie nie. Der Mann stemmte und stemmte und schwitzte und schwitzte, aber ändern tat sich nichts. Später sah ich ihn einmal in einer Zirkusvorstellung, sonst sah ich nach dem Krieg aus dem Hof niemanden wieder. Sowieso war nach dem Krieg alles anders. Niemand, der den Krieg erlebte, kann sagen, dass er froh darüber war, aber ich weiss nicht, wie wir uns sonst aus dieser verfahrenen Situation hätten befreien sollen. Ausserdem braucht der Mensch Aufgaben, um sich nicht nutzlos zu fühlen und daran zu Grunde zu gehen. Und Hitler brachte der ganzen Welt Aufgaben ein, ob man an seiner Seite oder gegen ihn kämpfte, war einerlei.

Es gab auch noch einen Tischler, ein grauer Mann, der überhaupt nichts mehr mit seiner Zeit anzufangen wusste und es schon vor der Depression nicht gewusst hatte. Er war nur zum Schlafen zuhause gewesen und geschlafen hatte er ausserordentlich wenig. Eines Tages beobachtete ich, wie er seinen Esstisch zerhieb, nur um ihn wieder zusammenzubauen. Er zertrümmerte ihn mit roher Gewalt und setzte ihn dann mit sanfter Einfühlsamkeit wieder zusammen. Ein anderes Mal sah ich, wie eine Frau ihr Baby in Zeitungspapier einwickelte und es im Hof nach nervösem Umherschauen in eine Tonne warf. Das Kind schrie nicht,

das einzige, das ich über die Stille des Hofes hörte, war das dumpfe Geräusch, mit dem das Kind in der Tonne landete. Die Mutter sah sich noch einmal um und rannte dann hinaus. Damals wollte ich zum ersten Mal in den Hof gehen, aber ich schaffte es einfach nicht, mich aufzuraffen. Es war zu kalt und die Müdigkeit zu bleiern und ich war am Morgen schon sechs Stunden vor einem Lebensmittelgeschäft Schlange gestanden. Ausserdem war es nicht meine Verantwortung, das Kind zu retten. Ich bin ja nicht Gott, also wer bin ich, über Leben und Tod zu entscheiden? Und was hätte ich schon tun sollen mit dem Kind? Die Polizei hatte genug um die Ohren und um uns Arbeitslosen kümmerte sich ja auch keiner. Ich wollte wirklich nicht, dass das Kind in der Kälte stirbt, aber dann begann es auch noch zu regnen, und ich wollte nicht in den Hof, wo mich jeder sehen konnte und denken würde, ich suche in der Abfalltonne nach Essensresten. Ein kleines bisschen Würde musste man sich ja noch erhalten. Es wurde finster und eine Wohnung leuchtete heller als die anderen. Ein Mann hatte unzählige Kerzen in der Wohnung verteilt, die warm flackerten und als seine Freundin durch die schmale Wohnzimmertür trat, ging er vor ihr auf die Knie. Ich konnte nicht erkennen, was er ihr entgegenstreckte, aber ein Ring war es mit Sicherheit nicht. Sie sagte trotzdem ja, und als sie sich dann eng in den Armen hielten, hatte ich das Baby in der Tonne schon längst vergessen.

Während dieser Jahre wurden die meisten Menschen schwerfällig und leer im Kopf und ihr Körper füllte sich mit grauer Hoffnungslosigkeit. Eine ganze Nation verschmolz zu einer einzigen phlegmatischen Masse, nur die Nacht trieb die Menschen aus ihrer Lähmung. Tagsüber riss sich nur selten jemand los von den schweren Ketten der Eintönigkeit und Langeweile. Das Schwulenpaar im achten Stock tat dies täglich, ich vermutete bald, dass sie es aktiv taten, um nicht in diesem ermüdenden Trott des Nichtstuns zu ertrinken. Sie prügeln sich täglich, dass die Fetzen flogen. Irgendwann erkannten sie, dass sich ihre Kleider durch die Schlägereien zunehmend in Luft auflösten, und schlugen sich von da an nur noch nackt. Sie waren beide gross und kräftig, der eine Mann war Ire und trug einen rötlichen Bart, der andere war schwarz und hatte Handflächen gross wie Teller. Sie schlugen und stiessen sich, sie warfen sich zu Boden und rangen miteinander, sie würgten und bissen, kratzten, bis sie bluteten und schlugen sich Tassen und Stühle um die Ohren. Immer wenn ich jemanden von ihnen auf der Strasse traf, hatte er ein blaues Auge oder eine Platzwunde am Kopf. Aber sie lachten auch noch, als

alle anderen schon lange nicht mal mehr weinen konnten, so hoffnungslos war die Arbeitslosigkeit. Weniger glücklich endete die Liebesbeziehung zwischen der Prostituierten und ihrem Mann. Während er Essen oder Arbeit suchte, verdiente sie im Geheimen dazu, indem sie mit anderen Männern schlief, die meisten aus demselben Block. Ich glaube, jeder wusste es bis auf ihren Mann. Als er eines Nachmittags im Sommer, ich glaube es war der längste Tag im Jahr, nach Hause kam, fand er seine Frau mit einem anderen Mann im Bett. Der Mann sprang sofort auf und begann sich anzuziehen, obwohl der Ehemann der Prostituierten schon lange im Zimmer stand. Seine Frau warf sich zu Boden und versuchte zu erklären und sich zu entschuldigen, aber umsonst. Der Ehemann warf kurzerhand beide aus dem Fenster. Erst den Mann und dann die Frau durch das zersplitterte Glas direkt hinterher. Im Hof lagen sie mit entstellten Gliedmassen, bis der Mann sie nach zwei Tagen schliesslich zum Baby in die überquellende Tonne warf. Die Müllabfuhr kam damals schon lange nicht mehr und die Polizei rief meines Wissens auch niemand. So lag ich in meinem Bett herum, ging nur die paar Schritte zur Essensausgabe, und wartete darauf, dass sich durch ein Wunder etwas ändern würde. Bis sich ein Mann mit abgehackerter Stimme und Besen über den Lippen dazu entschloss, der Welt den Krieg zu erklären und mich aus diesem Schlamassel rettete.